

Nr. 263. Bromberg, den 21. November 1929.

Der Buchstabe „E“

Kriminalroman von William Le Queux.

Ins Deutsche übertragen von Dr. Otto Borschke.

(10. Fortsetzung.)

Statt aber dem Chauffeur den Auftrag zu geben, sie nach Hammersmith zu fahren ,nannte sie ihm die Adresse Faßbinds in der Fitzjohns Avenue in Hampstead.

Am nächsten Vormittag gegen zehn Uhr kam Curtis zu mir, den ich telephonisch hergebeten hatte, und als ich ihm mein Erlebnis von der Nacht erzählt hatte, meinte er:

„Hm, sehr interessant. Auf mich macht es den Eindruck, mein Junge, als ob Fräulein Courtland, oder wie sie wirklich heißen mag, sich in der Gewalt dieser beiden ausländischen Gauner befindet und fürchten würde, daß die beiden sich an dir rächen könnten, falls du dich in die Sache einmengst. Wie wäre es, wenn du alles Wade erzählen würdest — er sollte eigentlich davon wissen.“

„Noch nicht“, erwiderte ich, „zuerst will ich noch selbst nachforschen. Du mußt bedenken, daß das kein Fall für die Polizei ist, es ist ja kein Verbrechen verübt worden. Allerdings scheint eines geplant zu sein, nach dem Sarge zu schließen, der meinen Namen trägt.“

„Das vermute ich auch, Ralph. Wahrscheinlich haben sie schon Kenntnis von deinen Nachforschungen und wollen deiner unangenehmen Neugierde ein Ende machen. Deshalb hat dich auch das Mädchen gewarnt — jedenfalls ahnt es ihre Absichten.“

„Es ist mein fester Entschluß, das Rätsel zu lösen und ihr zu helfen, sich aus ihrer gegenwärtigen Lage zu befreien.“

„Leichter gesagt, als getan, mein lieber Ralph“, meinte mein Freund leichthin. „Sie scheint wichtige Gründe dazu zu haben, die Spuren zu verwischen, deshalb will sie dich auch hindern, dich in ihre Angelegenheiten zu mischen.“.

„Aber ich muß ihr helfen“, rief ich aus. „Sie hat mich auch — allerdings verschleiert — darum gebeten. Aber ich bin ganz machtlos.“

„Gewiß, solange du nicht etwas wirklich Bestimmtes herausfindest“, sagte er in verändertem Tone, voll Sympathie. „Du bewunderst sie scheinbar und wirst dich möglicherweise in sie verlieben. Das wundert mich nicht, denn sie ist wirklich hübsch. Wenn du sie aber liebst, dann ist die Lage schlimm.“

„Das ist sie.“

„Du liebst sie also wirklich?“

„Ja, Curtis, ich liebe sie“ gab er unumwunden zu.

„Die Sache ist bös. Wir müssen die Nachforschungen fortsetzen“, sagte er, und das gab mir neuen Mut. „Ich werde heute abend Elsie erzählen, was du mir mitgeteilt hast, und will hören, was sie dazu sagt. Vielleicht hat sie einen Plan.“ Mit diesen Worten entfernte er sich und ging in sein Bureau.

Als es dunkel wurde, nahm ich meinen gewohnten Beobachtungsposten am Fenster in Riverside Road ein. Das Haus gegenüber lag, wie immer, in vollkommener Finsternis da, die Jalousien waren, wie gewöhnlich, heruntergelassen.

Bald nach sechs Uhr kamen die beiden Männer heraus und schlenderten gegen das Gasthaus zu. Ungefähr drei Viertelstunden nachher kam das Mädchen aus dem Hause, ebenso elegant gekleidet wie am vorhergehenden Abend, doch trug sie diesmal einen braunen Hut. Kaum war sie vorüber, schlüpfte ich hinaus und folgte ihr.

Ich ging ihr unbemerkt bis zur Untergrundbahn nach und folgte ihr mit dieser bis Charing Croß. Dort erwartete sie beim Ausgang ein schlanker, glattrasierter Herr von ungefähr sechzig Jahren, der einen Smoking unter dem Mantel trug und sie kaum grüßte.

„Sie kommen unglaublich spät!“ hörte ich ihn mit deutlich fremdländischem Akzent sagen. „Warum lassen Sie mich so lange in der Kälte da warten? Habe ich Ihnen nicht schon unzählige Male gesagt, Sie sollen nicht zu spät kommen?“ fuhr er sie an.

„Es tut mir leid“, stammelte sie. „Entschuldigen Sie, aber ich habe meinen Zug versäumt.“

„Der Kuckuck soll Ihren Zug holen! Kommen Sie jetzt,“ befahl er rauh.

Sie stiegen zusammen in das nächste Taxi.

Ich folgte ihnen mit einem zweiten Taxi zu Tony, einem kleinen, aber ausgezeichneten Restaurant in der New Compton Street, wo sie ausstiegen und in das Lokal hineingingen, während ich draußen blieb. Der Begleiter wollte mir gar nicht recht gefallen, sein Gesicht zeigte einen bösen Ausdruck. Seine dunklen Augen standen nahe beieinander, ein harter Zug lag um seinen Mund und seine grauen Augenbrauen waren stark gewölbt und stießen an der Nasenwurzel aneinander. Die brutale Art, mit der er das Mädchen behandelt hatte, machte ihn mir von allem Anfang an unsympathisch. Ich kann nicht sagen, warum — aber ich haßte den Mann. Sein Äußeres gemahnte mich an eine riesige Spinne, denn er hatte auffallend lange Arme und Beine und seine knochigen Hände waren wie Krallen.

Als der Türsteher mir einen Augenblick den Rücken drehte, konnte ich rasch einen Blick ins Lokal werfen und sah die beiden in einer Ecke sitzen. Er hatte Hut und Mantel abgelegt und ich bemerkte, daß er kahlköpfig war. Nur bei den Ohren hatte er einen Kranz von grauen Haaren, der sein Aussehen noch teuflischer machte.

Während ich hineinblickte, brachte der Kellner eben einen Champagnerkübel zu ihrem Tisch. Das Gehaben des Mädchens wies darauf hin, daß sie Furcht hatte. Ihr Begleiter mußte ihr eben etwas gesagt haben, was ihr die Tränen in die Augen getrieben hatte.

Als ich eine Weile später noch einen Blick ins Lokal werfen konnte — meiner unansehnlichen Kleidung wegen konnte ich nicht hineingehen, auch fürchtete ich, daß sie mich sehen könnte —, beugte sich der Mann eben zu dem Mädchen und sprach eindringlich zu ihr. Bleich und mit bebenden Lippen saß sie da, die Ellbogen auf den Tisch gestützt und blickte vor sich hin.

Mein kurzer Blick hatte mir zur Genüge gezeigt, daß sie sich in der Macht dieses blassen Mannes befand, und daß sie ihm kein Wort erwidern durfte. Er hatte sie in seinen Klauen. Seine kleinen, dunklen Augen blitzten unheilvoll, und bei seinen kurzen, abgerissenen Sätzen zuckte sie jedesmal zusammen.

Als sich der livrierte Türsteher entfernt hatte, um ein Auto herbeizurufen, sah ich wieder ins Lokal hinein, doch er kam unvermutet zurück und ertappte mich dabei. In barschem Tone fuhr er mich an, was ich hier zu suchen habe.

„Ich verkehre hier öfters als Gast", sagte ich, „der Inhaber kennt mich gut. Ich beobachte eine Dame drinnen, die dort mit dem alten Herrn in der Ecke sitzt. Kennen Sie vielleicht seinen Namen?"

Mit diesen Worten drückte ich ihm fünf Schillinge in die Hand. Überrascht sah er mich eine Weile an.

„Gewiß," sagte er. „Der Herr ist ein ständiger Gast, ein Ausländer. Er heißt Faßbind oder so ähnlich, und kommt oft mit der jungen Dame her."

Mein Herz begann stürmisch zu klopfen, als ich diesen Namen hörte. Ich hatte eine Entdeckung gemacht, die mich unerwartet auf eine ganz neue Fährte brachte.

12. Kapitel.

Der Unfall auf dem Rosenlauer Gletscher.

An den Beginn des Jahres 1924 wird man in der Schweiz lange zurückdenken, denn es gab damals im Januar und Februar ungeheure Schneefälle, welche große Verkehrshindernisse auf den Bahnstrecken und furchtbare Lawinenstürze zur Folge hatten, wenn auch der Schnee von den Wintersportgästen mit großer Freude begrüßt wurde. Ganze Wälder und Dörfer wurden hinweggefegt und viele Menschenleben gingen verloren.

Der Märznachmittag, an dem ich auf der kleinen Station Meiringen im Berner Oberland, wenige Meilen vom waldumkränzten Brienzer See entfernt, aus der Bahn stieg, war kalt und unfreundlich. Ich stieg in einen zweispännigen Schlitten, dessen Pferde Glocken trugen, und fuhr das Tal entlang gegen das Örtchen Innertkirchen.

Rings um mich starrten schneebedeckte Berge, deren trügerische Gipfelgletscher der Schneemantel deckte. Zu beiden Seiten der Straße lag der Schnee hoch aufgetürmt: wir fuhren eine Serpentinenstraße hinan, die durch einen dunklen Nadelwald führte. Bei einer Biegung erblickte ich plötzlich tief unten eine kleine Ebene, an deren Ende ein winziges Dörfchen lag.

Unter dem harmonischen Geklingel der Schlittenglocken ging es nun in weiten Kehren bergab. Der Kutscher wies mit seiner Peitsche auf Innertkirchen hin. Im Sommer ist das Tal ein Lieblingsaufenthalt der Hochtouristen, denn hier ist der Ausgangspunkt für alle größeren Ausflüge und Besteigungen, wie z. B. das Rosenegg, das Ritzlihorn, Hangen, Gletscherhorn und Wetterlimmi, ferner für die schwierigen Gletscherpartien auf den Rosenlauer, das Wellhorn und das schwierige Wetterhorn. Im Winter hingegen ist das Leben in den verstreuten Ortschaften, in denen die Bergführer wohnen, öde und traurig, ist doch die Gegend ganz von der Welt abgeschnitten, die Eisenbahn weit entfernt und die Straßen gewöhnlich infolge der Schneemassen unbenutzbar.

In den Fenstern der Holzhäuser zeigten sich schon einzelne Lichter, als der Schlitten in einen kleinen Platz einfuhr und vor dem Hotelhof stehen blieb, einem altmodischen Gasthof aus der Zeit der Postkutsche, als es noch keine Automobile gab, die sich über jede Entfernung hinwegsetzten, und als es noch mit Schwierigkeiten verbunden war, über den Furkapaß zu gelangen.

Dem Gasthof gegenüber lag das Postamt und die Kontrollstation für Autos, die im Sommer durch das Aaretal gegen die Grimsel und weiter über den Furkapaß und den St. Gotthard an die italienische Grenze fahren.

Ich war erstarrt bis auf die Knochen, als ich ausstieg, denn ein eisiger Wind blies durch das Tal, in welchem der Schnee sechs Fuß hoch lag. Auf den Bergen oben raste ein Schneesturm und kein Lebewesen konnte dort hausen, außer Gemse und Steinbock. Rasch zahlte ich daher meinen Kutscher aus und eilte in den Gasthof hinein.

Ein blonder Schweizer von ungefähr dreißig Jahren hieß mich willkommen und führte mich auf mein Zimmer, das ich telegraphisch bestellt hatte: es war einfach eingerichtet, aber von peinlicher Sauberkeit und vom Fenster aus hatte man einen herrlichen Ausblick über das verschneite Tal, über welches sich eben die Nacht senkte.

Nach meiner langen Reise fühlte ich mich wie zerschlagen, ich wusch mich daher und legte mich ein wenig aufs Bett, um mich auszuruhen. Ich schlief aber ein, und es war schon sieben Uhr, als ich erwachte. Ich zog mich an und ging hinunter.

Wie ich vorausgesehen hatte, war ich der einzige Gast. Der geräumige Gasthof mit seinen vielen Zimmern und seinem großen Speisesaal lag nun ganz verödet da. Einsam nahm ich mein Mahl ein, von einer jungen Schweizerin bedient, mit der ich aber nicht sprechen konnte, da sie nur Schweizerdeutsch verstand. Nachher begab ich mich in den kleinen, wohlig-warmen Salon und trank dort meinen Kaffee mit „Kirsch", wie es Schweizer Art ist.

Das tiefe Schweigen wirkte bedrückend und ich bedauerte schon, hierhergekommen zu sein, da setzte sich der junge Schweizer, der mich empfangen hatte, zu mir und begann ein Gespräch mit mir.

Er erklärte mir, daß der Gastwirt mit seiner Frau während des Winters in Bern wohne, und daß er selbst nun das Geschäft leite. Er war ein freundlicher Mann von netten Manieren und sprach sehr gut englisch, denn er war, wie er mir erzählte, in London und Paris Kellner gewesen. Er war in Interlaken geboren, wo sein Vater Bediensteter der Berner Oberland-Eisenbahn war, einer Zahnradbahn, die nach Lauterbach und Grindelwald führt.

„Waren Sie im vergangenen Juni schon hier?" fragte ich ihn.

„Ja, ich bin schon seit sechzehn Monaten hier," gab er zur Antwort.

„Zwei meiner Bekannten, Lady Erika Thurston und Hartley Johnson, kamen am zehnten Juni auf dem Rosenlauer Gletscher ums Leben."

„Ja, ich erinnere mich sehr genau an den furchtbaren Unfall," sagte der Geschäftsführer. „Lady Erika war Gast in jenem Lokal in London, in welchem ich angestellt war, als sie daher hierherkam, begrüßte ich sie mit großer Freude. Sie bewohnte das Zimmer Nr. 17. Eine gewiegte Alpinistin, hatte sie schon schwierigere Besteigungen gemacht und war eine ausgezeichnete Kletterin. Sie brauchte ungefähr eine Woche, um die Klettertour, die sie mit den beiden Führern Fritz Hirsch und Hans Krebs vorhatte, vorzubereiten. Das Wetter war nicht besonders günstig, und in der Nacht vor dem Aufbruch zur Schutzhütte, in der sie übernachten wollten, erklärte mir der alte Krebs hier im Kaffeehaus, daß ihm die Sache gar nicht gefallen wolle. Der Föhn wehte, und es war zu befürchten, daß es Lawinen geben könnte. Vergebens versuchte er, Lady Erika zu überreden, den Aufstieg zu verschieben. Das Ende kennen Sie ja: die Dame stürzte mit ihrem Begleiter Johnson und mit Hirsch in eine Gletscherspalte, und ihre Leichen konnten nie mehr gefunden werden."

„Waren Ihnen die Führer bekannt?" fragte ich gespannt.

„Gewiß — der alte Krebs lebt ja hier, ganz in der Nähe des Hotels, während der getötete Hirsch aus Grindelwald stammt, wo sein Vater Bergführer für das Wetterhorn war. Außer dem „Bund", unserer Schweizer Zeitung, brachte fast kein Blatt einen Bericht über das tragische Unglück. Der Graf, Lady Erikas Vater, war gegen jede Veröffentlichung: er kam mit seiner Gemahlin her und blieb über einen Monat lang hier, während der Gletscher durchsucht wurde. Doch das Wetter war im vergangenen Jahre auch im Juni noch sehr schlecht, beinahe jeden Tag schneite es; auf den Bergen gab es Schneestürme, in denen es kein Lebewesen aushalten konnte."

„In eine Gletscherspalte zu fallen ist leicht möglich, wenn sie von Schnee bedeckt ist, und doch ist es seltsam, daß sich dieser Unfall ereignen konnte, wo doch alle vier aneinander angeseilt waren," bemerkte ich.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Freund Gutschu.

Skizze von Richard Sprenger.

Gutschu, mein Freund, war ein Dickschädel. Als er noch nicht achtzehn Jahre alt war, wollte er durchaus heiraten. Es ist ein gefährliches Alter, in dem junge Männer oft seltsame Pläne schmieden. Bei Gutschu war der Plan in Kürze zur feststehenden Tatsache geworden. Wie und wovon er eigentlich eine Frau ernähren wollte, war Nebensache. Er hatte sie, die Einzige, in der Musikstunde kennen gelernt. Es war Liebe auf den ersten Blick. Auch verlobt waren sie schon, wenn vorerst auch heimlich. Die blonde Locke seiner Herzerwählten trug er wohlverwahrt als zartes Zeichen stiller Übereinkunft unter dem Deckel seiner Uhr.

Sie hieß Elli. Alter: sechzehneinhalb. Die einzige Tochter eines Wäschefabrikanten. Ellis Vater lebte nicht mehr. Ein Onkel, der gleichzeitig ihr Vormund war, verwaltete die Fabrik.

Auf geheimnisvolle Weise hatte sich Gutschu den Besitz eines Revolvers verschafft. Mit diesem drohte er mich, aber auch jeden anderen glatt über den Haufen zu knallen, der es nur mit einem Worte wagen sollte, seine Heirat nicht ernst zu nehmen. Die Sache mit dem Revolver sah also gefährlich aus. Verliebte sind bekanntlich zu allem fähig.

Eines Tages erschien Gutschu auf meiner Bude. Er war in feierlicher Stimmung. Stillschweigend zog er aus seiner Tasche ein kleines Samtkästchen hervor und forderte mich auf, es zu öffnen. Lächelnd, doch voller Spannung nahm ich es in Empfang. Es enthielt zwei goldene Trauringe. Selbst die Anfangsbuchstaben von Ellis und Gutschus Namen waren eingraviert.

„Was soll es nun mit diesen Ringen?“ frug ich.

„Morgen halte ich um Ellis Hand an.“

Er sprach dies so ruhig und gelassen aus, als handelte es sich um die einfachste Sache von der Welt.

„Mensch!“ rief ich, „bist du denn ganz und gar verrückt geworden! Soll dir Ellis Onkel vielleicht die Jacke vollklopfen?“

Gutschu langte schweigend nach der Tasche. Ich wußte, da steckte die Waffe — und schwieg.

Der Bengel, das sah ich dem Dickschädel an, schien wirklich entschlossen zu sein, sein Vorhaben auszuführen.

Wie bringe ich ihn bloß von diesem Gedanken ab. „Gutschu, was wirst du aber machen, wenn dich Ellis Mutter überhaupt nicht vorläßt.“

„Diesen Fall habe ich schon in Betracht gezogen. Elli ist dann bereit, mit mir zu fliehen. Du wirst mir zu dieser Flucht selbstverständlich behilflich sein.“

Gutschu brachte diese Worte mit einer solchen Bestimmtheit hervor, als dulde er von vornherein keinen Widerspruch von meiner Seite.

Ich sah es ein, daß jetzt jedes Wort doch nur fruchtlos war und versprach ihm dann meine Hilfe. Der Fluchtplan, in den er mich einweihte, war einfach. Ein Auto sollte, falls Ellis Mutter nicht einwilligte, die beiden am Abend nach der nächsten Kreisstadt bringen. Von dort sollte es mit der Bahn weitergehen. Ich selbst hatte nichts weiter zu tun, als einen zuverlässigen Chauffeur zu besorgen und an der mir von Gutschu bezeichneten Stelle zu warten.

Kaum hatte mich Gutschu verlassen, als mein erster Gang zu Ellis Onkel war, mit dem ich eine längere Rücksprache hatte.

Ellis Mutter hatte meinen Freund wider Erwarten vorgelassen und ruhig angehört. Er bekam den Rat, nach Jahren, wenn er es im Leben erst zu etwas gebracht haben würde, noch einmal vorzusprechen. Vielleicht, wenn er sich in dieser Zeit nicht eines anderen besonnen habe, sei sie dann bereit, ihm Elli zur Frau zu geben.

Dieser mütterliche Rat war weder nach Gutschus, noch Ellis Wunsch. Pünktlich erschienen sie deshalb, beide mit kleinen Reisekoffern bewaffnet, an der verabredeten Stelle.

Ich hatte es so einzurichten gewußt, daß Elli zuerst im Wagen Platz nahm. Gutschu hielt ich unter einem Vorwand noch einen Augenblick auf. Kaum war jedoch Elli im Innern des Wagens verschwunden, da sauste dieser auch schon mit Vollgas davon.

Mit weitaufgerissenen Augen starrte Gutsche dem davonrasenden Wagen nach. Es war mein Werk. Der Chauffeur, der den Wagen steuerte, war Ellis Onkel. Noch in der gleichen Nacht brachte er sein verliebtes Nichtchen in ein Pensionat. Erst viel später erfuhr Gutschu von mir den wahren Sachverhalt. Seit diesem Tage kannte er mich nicht mehr.

*

Viele Jahre später erhielt ich einen Brief, worin mich mein Freund zu seiner Hochzeit einlud. Sein Frauchen aber — war Elli, seine Jugendliebe. Gutschu, mein Freund, war eben ein Dickschädel.

Aus Gertrud Storms Stammbuch.

Von Ludwig Bäte.

Ein schmales, dünnes Buch, das mir in Gertrud Storms, der seelennahen Tochter, kleiner, kostbarer Bücherei, die fast ausnahmslos aus des Vaters Schränken und Regalen stammt, in die Hände fällt und aus dem ich zum ersten Male mitteile. Es steigt ein Duft aus der reichen, reinen Häuslichkeit des Dichters daraus empor. Der Teekessel summt, Frau und Kinder rücken um die Lampe zusammen, und eine gedämpfte, immer ein wenig umschleierte Stimme liest. Dann gehen Briefe von Hand zu Hand, Bilder entfalten ihr Leben, und der Sturm braust um die Fenster. Oft kommt Besuch ins immer weit offene Haus, und da wird das Stammbuch hervorgeholt. Manches feine und gute Wort steht auf den angegilbten Blättern mit dem braunen Umschlag, den C. L. Vogels sitzende Kinder aus der Dresdener Galerie zieren. Vorn schreibt Klaus Groth, den die letzte Tochter Konstanzes oft in seiner Kieler „Kajüte“ aufsuchte (und der ihr dann regelmäßig vorlas und sie mit Wein und besonderem Gebäck bewirtete):

Dat's swar to löben und to lehr'n:
Dat ol Lüd ok mal Kinner weern,
Dat kumt all Dag un is doch hart,
Dat Kinner ok mal ol Lüd ward.

So seggt to sin 73. Geburtsdag din Onkel
Klaus Groth.

Ein Rätsel stammt von der Hand der „alten Hausfreundin Emilie Reventlow“, der Gattin des Storm innig befreundeten Amtmanns und späteren Husumer Landrats Grafen Ludwig Reventlow, der unter dem 26. Juli 1881 einträgt:

Besser ist es, daß du stirbst von dem Kuß der Rose,
Als daß du kennst die Liebe nicht und bleibst liebelose.

Dazwischen steht mancherlei von Geschwistern und näheren Verwandten, immer gut gemeint, wenn auch nicht immer gerade poetisch.

Zu den jungen Husumer Freunden gehörte Ferdinand Tönnies, der bekannte Soziologe der Kieler Universität. Er las nach dem Abgang zur Universität von Storms Sohn Ernst (seinem „literarischen Gewissen“) manchmal mit ihm die Korrekturen, begleitete ihn später auch nach Weimar und hielt bei der Weihe des vom Professor Brütt geschaffenen Husumer Denkmals die Rede. Dem „Stillen Musikanten“ Karl Storm war er nahe befreundet und zeichnete in seinen „Gedenkblättern“ ein liebevoll-schlichtes Bild dieses reinen und feinen Menschen. Er reimt (Hademarschen, 4. April 1881) vergnüglich:

Die guten Freuden blüh'n im stillen,
Die guten Freunde schmeicheln nicht.
Ich finde mit dem besten Willen
Keinen Beschluß für dies Gedicht!

Im selben Jahre kehrte, oft und herzlich von Storm eingeladen, mit dem ihn von Potsdam her altgehegte Zuneigung verband, immer jubelnd von den Kindern umdrängt, Paul Heyse im Hademarschener Heim ein. Nach seinem Abschied schrieb Storm in sein Heft „Was der Tag gibt“: „Heyse ist einer von den wahrhaft liebenswerten Menschen; nach ihrem Scheiden bleibt noch längere Zeit ein Leuchten an den Orten, wo sie gewesen.“ Und diese zwingende Herzensechte atmet auch der Vers, den er der sechzehnjährigen „Dette“ (Gertrud) schenkte:

Das ist ein liebliches Treuehalten
Zwischen der Jugend und den Alten.

Zwei Jahre darauf besucht Erich Schmidt, damals in Wien, nach fünfjähriger Pause den Dichter. Er hat in dem 1880 entstandenen, drei Jahre später um die Einkehr in Hademarschen erweiterten Essai „Theodor Storm" (Charakteristiken. Erste Reihe 1902) die weihnachtlich umdufteten Tage festgehalten und bringt die Goetheschen Zeilen:

Zierlich denken und süß erinnern,
Ist das Leben im tiefsten Innern.

Storms erster Biograph, der Kieler Privatdozent Paul Schütze, dessen schönes, vom Dichter durchgesehenes und von Edmund Lange ergänztes Buch „Theodor Storm, sein Leben und seine Dichtung", noch immer eine der wertvollsten Arbeiten über ihn ist, kam ebenfalls gern um die weihnachtliche Zeit, in der das große Haus heimlicher Wunder voll war. Für Gertruds Stammbuch hat er die Stegreifreime (17. Dezember 1884):

An Fräulein Dette Storm!
Denken Sie noch dran?
Es war Abend geworden. —
Pastors kamen Sie zu besuchen,
Wir aßen knusprige Weihnachtskuchen
Und besah'n entzückende Kindergeschichten,
Von denen ich wollte zu Hause berichten.
Ihr Fräulein Schwester stickte für Christine
Und machte ihre allerlustigste Miene.
Sie nähten zierliche Puppenkleider,
Und daneben lagen die Puppen. — O weh!
Denn sie waren noch, leider,
Im allertiefsten Negligee!

Diese Verse selbst gemacht zu haben, bekundet mit der Bitte um freundliche Erinnerung Paul Schütze (Kiel).

Das kleine Buch hat sie lange begleitet, und noch manches Wort aus späteren Tagen (vgl. auch meine Schrift „Aus Theodor Storms Lebensgarten. Ein Bild seiner Tochter Gertrud." J. G. Holzwarth, Bad Rothenfelde) bezeugt die Wahrheit der alten Simon Dach-Verse, welche die noch lebende greise Frau Lange, die ehemalige Hausdame der Frau Thode in Loschwitz, in deren Hause Gertrud Storm ein unvergessenes Stück Jugend lebte, eintrug:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann.

Gertrud Storm hat manche Freundschaft gehalten und sie mit ihres Vaters Herzenstiefe durchleuchtet und durchsonnt. Ihm selbst aber war sie die unablässig und selbstlos für seine Wertung als Mensch und Künstler kämpfende, alle ihm geltenden Arbeiten liebevoll und klug fördernde Tochter, sein „zweites Selbst" wie er sie gern nannte.



Bunte Chronik



* **Das geheizte Gehirn.** „Die Sonne schien ihm auf's Gehirn — da nahm er seinen Sonnenschirm!" so heißt es im „Struwelpeter", und das pechkohlrabenschwarze Negerlein, von dem in den lustigen Versen die Rede ist, bemüht sich also ernstlich, sein Haupt vor der allzu intensiven Wärme zu schützen. Auch sonst haben bisher fast allgemein Laien und Wissenschaftler der Anschauung gehuldigt, daß für unser Gehirn — diese geheimnisvolle und empfindliche, energiespendende Masse in unseren Schädeln — hohe Wärmegrade nicht zuträglich seien. Um so verblüffender wirkte deshalb die kürzlich veröffentlichte und durch praktische Beispiele erhärtete Theorie zweier Wiener Ärzte, Dr. Hans Hoff und Dr. Paul Schilder, die in der Wiener Psychiatrischen Klinik Versuche mit einer künstlichen Erwärmung des menschlichen Kleingehirns gemacht haben und dabei zu ganz überraschenden Resultaten gekommen sind. Es handelte sich im Anfang um die Beseitigung von Nervenlähmungserscheinungen, die dadurch erreicht wurde, daß die Ärzte bei den betr. Patienten ein Stück des Schädels aufmeißelten und die so bloßgelegte sog. „graue Substanz" mit künstlicher Höhensonne bestrahlten. Bereits nach wenigen Behandlungen zeigte sich eine erhebliche Zunahme der Muskeltätigkeit, auf welche das Kleinhirn ja hauptsächlich einwirkt. So konnte z. B. ein Gelähmter, der sonst nur wenige Taumelschritte, begleitet von hilflosen Ruderbewegungen der Arme, zu machen vermochte, nach der dritten Behandlung mit gerade ausgestreckten Armen ziemlich rasch durch das ganze Zimmer gehen. Im weiteren Verlaufe der Versuche fanden die beiden Ärzte ein Verfahren, durch welches es möglich gemacht wird, die Bestrahlungen bestimmter Gehirnpartien auch ohne vorherige Öffnung der Schädeldecke vorzunehmen. Sie wollen ihre Behandlungsmethode nun auch auf das sog. Großhirn ausdehnen, über dessen Funktionen man viel weniger weiß, als von dem Kleinhirn, von dem man aber annimmt, daß seine Beschaffenheit von entscheidendem Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschen ist. Die beiden Wiener Ärzte versprechen sich von ihrer Erfindung besonders große Erfolge bei der Behandlung des sog. erblichen — d. h. nicht durch irgendwelche akute Erkrankungen, Trunksucht oder dergleichen hervorgerufenen Schwachsinnes. Dieser, so lautet ihre Theorie, stellt namentlich in seinen leichteren Formen hauptsächlich das Resultat der Absonderungsstockungen bestimmter Drüsen dar, die durch die Bestrahlungen zu vermehrter Arbeit angeregt werden und so allmählich normale Funktion erlangen.

*

* **Giftige Fische.** Das Gesundheits-Departement von Hawai läßt gegenwärtig in dem größten Hospital von Honolulu Untersuchungen über die eigenartige Tatsache anstellen, daß gewisse Fischarten zu bestimmten Zeiten genossen, Vergiftungserscheinungen hervorrufen, während sie zu anderen Zeiten vollkommen unschädlich und eine Delikatesse sind. Den Eingeborenen ist diese Erscheinung seit langer Zeit bekannt und diese erblicken darin eine Willensäußerung der Götter, um den in Frage kommenden Fischarten Schonzeit zu verschaffen. So ist eine große Art von Meeräsche unter dem Namen der Traumfisch bei den Eingeborenen bekannt. Wer diesen Fisch in der verbotenen Zeit genießt, gerät in einen Zustand von Benommenheit, der mit einem starken Angstgefühl vor einer unbekannten drohenden Gefahr verknüpft ist. Dieser Zustand dauert nicht lange an, wiederholt sich aber noch mehrere Male, bevor er ganz verschwindet. Ulua, eine andere, als Delikatesse bekannte Fischart soll niemals von der Seite von Molokai gefangen werden, an der der Kanal einmündet, sondern stets an derjenigen, welche dem freien Ozean zugekehrt ist. Es wird von sechs Ausländern erzählt, daß sie trotz aller Warnungen auf der Kanalseite Uluas fingen und sich zubereiten ließen. In der folgenden Nacht zeigten sich bei allen starke Kopfschmerzen, die in eine Art Rausch übergingen, der mit Kribbeln in Händen und Füßen verbunden war. Nach 24 Stunden verschwanden diese Erscheinungen und ließen nur das Gefühl starker Mattigkeit zurück. Die in dem Laboratorium des Krankenhauses an Meerschweinchen, Kaninchen, Hunden und Katzen vorgenommenen Versuche haben die Tatsache ergeben, daß diese Fische an sich nichts Giftiges enthalten. Man ist daher geneigt anzunehmen, daß diese Fische in den in Frage kommenden Monaten vielleicht eine Seegras- oder Algenart zu sich nehmen, die Giftstoffe enthält.

*

* **Der Minister verzichtet auf Gehaltserhöhung.** Ein Teil der Australier ist über den neuen Bundesminister für Verkehrs- und Eisenbahnwesen entzückt, der andere schüttelt über ihn den Kopf und versteht ihn nicht. Der Minister ist aber auch ein merkwürdiger Vertreter dieses einträglichen Berufes. Bot ihm da kürzlich das Parlament eine Erhöhung seines Gehaltes auf jährlich 7500 Pfund an. Jeder andere hätte unbedenklich zugegriffen. Der Australier aber tat das Gegenteil. Er regte sich über die Verschwendungssucht der Volksvertretung auf und erklärte, er würde nicht einen Penny mehr annehmen als sein Vorgänger, nämlich jährlich 5000 Pfund. Runde 100 000 Mark sind freilich noch genug, um einen Minister vor dem Verhungern zu schützen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.